

Hans Jonas' Vermutungen zur Schöpfung

(2. Fortsetzung)

Von Dorothee Warnecke

3. Teil: Sinn der Sterblichkeit

Sterblichkeit sieht Jonas als Wesensmerkmal des Lebens. Ein Organismus existiere mittels Austausch von Stoff mit der Umwelt. Dies sei ein „*ungewöhnlich, ja einzigartiger ... Zug im weiten All der Materie*“.¹⁾ Im sich entfaltenden Universum sei das „*sture Teilchen, etwa ein Proton, einfach und endgültig, was es ist, identisch mit sich selbst im Ablauf der Zeit und ohne diese Identität durch irgendein Handeln seinerseits aufrechterhalten zu müssen. Seine Erhaltung ist bloßes Verharren, kein Neu-sich-Behaupten im Sein von Augenblick zu Augenblick. Es existiert ein für allemal.*“ So hätten sich die Materieerhaltungsgesetze entwickelt.



Ein lebender Organismus aber befände sich im ständigen Fluß, kein Teilchen behielte seine Ausgangsphase und dennoch würde kein Biologe das dahin deuten, es handle sich nicht mehr um das gleiche organische Individuum. Im Gegenteil, wären nach geraumer Zeit noch die gleichen ungewandelten Teilchen auszumachen, dann habe dieser Organismus aufgehört zu existieren, es handle sich nun um einen Leichnam.

Dieser Fluß mache, daß der Körper zwar einerseits Stoff, aber andererseits nicht die Summe davon sei, der Organismus genieße gegenüber seiner Substanz eine Un-

abhängigkeit von demselben Stoff, aus dem er nichtsdestotrotz aber

1) H. Jonas: Last und Segen der Sterblichkeit, in: Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen, S. 81–100

gänzlich bestehe, also eine Art von Freiheit. Dies sei ein Prinzip, das Sonnen, Planeten und Atomen fremd sei. „Freiheit“ bezeichne hier einen objektiv unterscheidbaren Seinsmodus, eine Art zu existieren, die nur der Klasse „Organismus“ zukomme. Selbst wenn sie, wie in diesem Falle, nur körperlichen Tatbeständen zuzuordnen seien, verdiene dies den Namen „Freiheit“. So bedeute dies *„erste Erscheinen des Prinzips in seiner nackten und elementaren Objektgestalt den Durchbruch des Seins in den unbegrenzten Spielraum der Möglichkeiten, der sich bis in die entferntesten Weiten subjektiven Lebens erstreckt und als ganzer unter dem Zeichen der ‚Freiheit‘⁽²⁾ stehe.*³⁾

Doch obwohl unabhängig vom Stofflichen, sei der Organismus abhängig vom Austausch, hier bestehe keine Freiheit. Und so sei die Ausübung der Freiheit eher eine strenge Notwendigkeit, ein Bedürfnis. Diese Bedürftigkeit käme einzig dem Leben zu, sie sei der ganzen anderen Wirklichkeit unbekannt. Ein Atom genüge sich selbst und würde fortdauern, auch wenn die ganze Welt drumherum vernichtet wäre. Der Organismus habe das einzigartige Vorrecht, die Welt zu benutzen, jedoch bei Strafe des Seinsverlustes, des Todes.

So sei mit der stoffwechselnden Existenz die Sterblichkeit in die Welt gekommen und dadurch erhalte das Sein zum ersten Mal einen ausdrücklichen Sinn. Dieser Sinn sei die Aufgabe, einen gegebenen Zustand zu einer Möglichkeit, die immer aufs neue zu verwirklichen sei, umzuwandeln. Zusammenfassend schreibt Jonas:

„Die Rede ist von der lebendigen Form: Sich selbst überantwortet und ganz auf die eigene Leistung gestellt, für ihre Vollbringung aber auf Bedingungen angewiesen, deren sie nicht mächtig ist und die sich versagen können; abhängig daher von Gunst und Ungunst äußerer Realität; ausgesetzt der Welt, von der sie sich abgesetzt hat und mittels derer sie sich doch behaupten muß; aus der Identität mit dem Stoffe herausgetreten, doch seiner bedürftig; frei, aber abhängig; vereinzelt, aber in notwendigem Kontakt; Kontakt suchend, aber durch ihn zerstörbar; nicht weniger bedroht andererseits durch seine Entbehrung: gefährdet also nach beiden Seiten, von Übermacht und Sprödigkeit der Welt, und auf dem schmalen Grate dazwischen stehend; in ihrem Prozeß, der nicht aussetzen darf, störbar; in ihrer Zeitlichkeit jeden Augenblick endbar – so

2) H. Jonas: Evolution u. Freiheit, in: Phil. Unters. u. metaph. Vermutungen, S. 13

3) siehe dazu auch: 1. Teil „Materie“

*führt die lebendige Form ihr vermessenenes Sondersein in der Materie – paradox, labil, unsicher, endlich und tief verschwistert dem Tode.*⁴⁾

Wozu die ganze Mühe?

fragt sich Jonas und wagt die fundamentale spekulative Vermutung: „daß das Leben ‚Ja!‘ zu sich selber“ sage. „Indem es an sich hängt, erklärt es, daß es sich werthält.“⁴⁾ Dieses „Ja“ beinhalte aber auch die Alternative des „Nein“, und so sei der fortgesetzte Stoffwechsel eine Neuaneignung, die immer wieder den Wert des Seins gegen seinen Rückfall ins Nichts behaupten müsse. Diese Herausforderung des „Nein“ verstärke das „Ja“, deshalb vermutet Jonas, daß vielleicht die Sterblichkeit das enge Tor sei, durch welches „Wert“ in Form von „Ja“ in das sonst gleichgültige, teilnahmslose Universum eingetreten sei.

Jonas wagt einen weiteren kühnen Schritt in die Spekulation jenseits der Beweisbarkeit, er fragt:

Könnte es sein, daß das geheime Wesen des Seins, eingesperrt in die Materie, als es die äußerst seltene Gelegenheit zu organischer Existenz auf unserem Planeten Erde durch glückliche Umstände angeboten bekam, die ersehnte Chance ergriff, „sich selbst zu bejahen und in ihrer Verfolgung sich mehr und mehr der Bejahung wert“ machte?

Jonas meint: „Die Tatsache und der Verlauf der Evolution deuten in diese Richtung. Dann wären Organismen die Art und Weise, in der das universale Sein ‚Ja!‘ zu sich selber sagt. Wir haben gesehen, daß es dies nur tun kann, indem es gleichzeitig das Risiko des Nichtseins eingeht, mit dessen Möglichkeit es von nun an gepaart ist. Nur in der Konfrontation mit dem immer möglichen Nicht-Sein konnte das Sein dazu kommen, sich selbst zu fühlen, sich zu bejahen, sich zum eigenen Zweck zu machen.“⁶⁾

Dies sei die Last des Lebens, worin aber bestehe ihr Lohn?

Jonas deutete soeben das „Fühlen“ an. Fühlen sei die vorrangige Bedingung für etwas, was „der Mühe wert“ sein könne. Und diese Fähigkeit des Organismus, sei „der Ur-Wert aller Werte“. Damit habe die seit der Schöpfung angestrebte „Innerlichkeit“ ihre Wiege in der Ankunft des stoffwechselnden Lebens gefunden. Wo genau, könnten wir nicht wissen. Jonas neigt dazu, in den frühesten sich selbsterhaltenden Zellen die

4) H. Jonas: : Last und Segen der Sterblichkeit, in: Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen, S. 86/87

5 a.a.O., S. 87

6) a.a.O., S. 88

keimende Innerlichkeit zu vermuten. Er schreibt: *„Irgendwo im Aufstieg der Evolution, spätestens mit dem Zwillingsauftreten von Wahrnehmung und Beweglichkeit bei Tieren, brach diese unsichtbare innere Dimension hervor und erblühte zu immer bewußterem subjektiven Leben: Innerlichkeit, die nach außen tritt im Verhalten und sich mitteilt in gegenseitiger Verständigung.“*⁷⁾

Aber auch dieser Gewinn ist nach Jonas zweischneidig. Einerseits bringe Fühlen Schmerz ebenso wie Genuß, Leid habe als Gegenstück Qual, Verlangen – Furcht usw. Deshalb wieder die Frage:

Ist dann diese Gabe immer noch ein Gewinn, den die bittere Bürde der Sterblichkeit rechtfertigt? Jonas plädiert für ein „Ja!“.

*„... Sinneswahrnehmung, Gefühl, Verstand und Wille, Befehlsgewalt über die Glieder und Wahl zwischen Zielen, dürfen nie nur als Mittel zum Zweck, sondern müssen immer auch als Qualitäten des zu erhaltenden Lebens beurteilt werden ...“*⁸⁾ Ja, Jonas ist sogar geneigt anzunehmen, daß bei einer Bilanz von Glück und Leid, die Waagschale des Glücks gar nicht so traurig ausfiele. Und so wiege die Annahme von irgendeinem Sich-Lohnen im Universum jeden Zoll an Leiden auf.

Sterblichkeit – Segen oder Fluch?

Der Tod durch Altern sei nicht ein universales Charakteristikum des Lebens. Verschiedene Arten, wie Knochenfische, See-Anemonen und zweischalige Mollusken würden nicht durch Altern sterben, sondern durch äußere Todesursachen. Hieraus folgert Jonas, müsse der Tod durch Altern einen Evolutionsvorteil besitzen, den die Biologen aber noch nicht kennen würden.

Jonas fährt fort: *„Der Begriff ‚Evolution‘ selber enthüllt bereits die schöpferische Rolle individueller Endlichkeit, welche verfügt, daß alles, was lebt, auch sterben muß. Denn was sonst ist die natürliche Auslese mit ihrer Überlebensprämie, dies Haupttriebwerk der Evolution, als die Benutzung des Todes für die Beförderung von Neuheit, für die Begünstigung von Verschiedenheit und für die Ausiebung höherer Lebensformen mit dem Erblühen der Subjektivität?“*⁹⁾

Eine Mischung von Fressen und Gefressenwerden und organischem Alterstod bringe nun für den Menschen das Todwissen, *„die Gezähltheit unserer Tage“* mit sich. Und so sinniert Jonas darüber, ob es erstrebens-

7) a.a.O., S. 89

8) a.a.O., S. 91

9) a.a.O., S. 92/93

wert sei, daß der Mensch seine natürliche Lebensgrenze a) zu erreichen oder b) gar zu verlängern suche.

Generationen würden abgelöst durch neue Generationen, dies sei die Quelle für Neuheit. Die Alt- und Älterwerdenden bewegten sich in eingefahrenen Bahnen. Das immer wieder neue Anfangen, sei nur um den Preis des Endens zu haben und schütze die Menschheit vor Versinken in Langeweile und Routine. Kein Mensch gleiche dem anderen, so sei eine Wiederholung eines Vorgängers oder seine eigene Wiederholung ausgeschlossen und dies sei auch der Grund, warum man Menschen nie genetisch „klonen“ dürfe!

Die Überbevölkerung sei mit der Gebürtigkeit kompensiert, denn Sterben schaffe Platz für die Jungen. Dazu schreibt Jonas: *„Das Gespenst der Überbevölkerung wirft sowieso seinen Schatten über den Zutritt neuen Lebens; und der Anteil von Jugend muß schrumpfen in einer Bevölkerung, die gezwungen ist, statisch zu werden, aber zugleich ihren Altersdurchschnitt anhebt durch den erfolgreichen Kampf gegen vorzeitigen Tod.“*¹⁰⁾

Und so fragt sich Jonas, ob es sinnvoll sei, das Leben zu verlängern, indem wir an der natürlichen biologischen Uhr herumbastelten, um sie zu überlisten, anstatt Raum für Jugend zu geben. Jonas antwortet: »Nein!«. Aber dies sei natürlich eine ziemlich akademische Frage, die keine Chance gegen den Traum von technologischer Trunkenheit habe. Ihm ginge es ja auch eigentlich um Sterblichkeit und Kreativität in der menschlichen Geschichte.

Wer immer sich der kulturellen Ernte aller Zeitalter erfreue, müsse Sterblichkeit als einen Segen und nicht als einen Fluch betrachten. Er sei sich aber durchaus darüber im klaren, daß zwischen dem Wohl der Menschheit und dem individuellen Wunsch bezüglich der Sterblichkeit ein Unterschied bestehe.

Ist eine Ausnahmeregel wünschenswert?

Doch zunächst fragt er sich, ob der Wunsch nach einer Ausnahme – gleichgültig wer der oder die Begünstigten seien – die Erfüllung sein könne. Er erinnert sich an die Erzählung von Jonathan Swifts grauslicher Beschreibung der „Struldbrugs“ in „Gullivers Reisen“. Jener „Unsterblichen“, welche „manchmal, wenn auch sehr selten“ im Königreich Luggnagg geboren werden. Sie führen ein erbärmliches Los, ein nie enden wollendes Leben wird ihnen und den Sterblichen um sie herum zu im-

10) a.a.O., S. 96

mer wertloserer Last. Selbst die Artgenossen werden unerträglich. Ihnen ist das Sterben versagt, aber nicht die Altersschwäche und Senilität.

Ganz abgesehen davon, daß dieser unedle Wunsch der Ausnahmeregel, den Bruch der Solidarität des gemeinsamen sterblichen Loses mit sich brächte, findet Jonas einen wertvollen Fingerzeig in jener Jonathan Swift-Erzählung. Darin heißt es: „*Sie erinnern sich an nichts als an das, was sie in ihrer Jugend und ihren mittleren Jahren gelernt und beobachtet haben.*“ Hohes Alter bedeute eine lange Vergangenheit, die der Geist in seine Gegenwart mit einbeziehen müsse und dies führe zu einer Überbelastung. Jonas schreibt: „*Die schlichte Wahrheit unserer Endlichkeit ist die, daß uns endloses Fortexistieren (durch welche Mittel auch immer) nur möglich wäre um den Preis, entweder die Vergangenheit und damit unsere wahre Identität zu verlieren, oder nur in der Vergangenheit und damit ohne wirkliche Gegenwart zu leben.*“¹¹⁾ Die Inhalte von Bewußtsein und Gedächtnis könne man nicht so ohne weiteres wie beim Computer löschen, um neuen Platz zu schaffen.

Eine ständig sich ändernde Welt infolge der Neuankömmlinge, die uns hinter sich ließen, machten es unmöglich, mit ihnen noch Schritt halten zu können, so sehr wir uns auch mühten. Das Alter setze uns irgendwann Grenzen. Irgendwann würden wir die „*Sprache*“ der Gegenwart nicht mehr verstehen und uns fremd fühlen. Diese Aussicht ist für Jonas erschreckend, und die Gewißheit, die dies ausschließt, beruhigend.

Vom Segen des Todes zu sprechen, treffe selbstverständlich nur auf ein „*vollständiges Leben, satt an Jahren*“ zu. „*Es ist eine Pflicht der Zivilisation*“, schreibt Jonas abschließend, vorzeitigen Tod unter Menschen weltweit und in allen seinen Ursachen zu bekämpfen – Hunger, Krankheit, Krieg und so fort. Was unsere Sterblichkeit als solche angeht, so kann unser Verstand keinen Streit darüber mit der Schöpfung haben, es sei denn, er verneint das Leben selbst.

Was jeden von uns betrifft, so könnte das Wissen, daß wir hier nur kurz weilen und daß unserer zu erwartenden Zeit eine unverhandelbare Grenze gesetzt ist, sogar nötig sein als Antrieb dafür, unsere Tage zu zählen und sie so zu leben, daß sie durch sich selber zählen.

Rückblick

Jonas vermutet in der Evolution die „*Benutzung des Todes [als] die Beförderung von Neuheit*“, als eine „*Aussiebung höherer Lebensformen mit*

11) a.a.O., S. 99

dem Erblühen der Subjektivität“. Diese Mischung aus Fressen und Gefressenwerden sowie der Alterstod mache den Menschen zum Todwissenden. Dieses Wissen um seine Grenzen, so Jonas, möge der Antrieb dafür sein, seine Tage so zu leben, „*daß sie durch sich selber zählen*“. Die Ausbeute dieser darwinistischen Gedanken bei Jonas sind recht mager.

Mit dem Todesmuß erzwingt sich der Selbsterhaltungswille, der dem Ziel der Bewußtheit zustrebt, eine Formenwandlung, wie ihn die wunschgesättigten, ewigen Keimzellen nie besaßen oder besitzen.

Ein ewiges Leben wäre Last oder Stagnation. Soweit noch Übereinstimmung. Aber den wirklichen Sinn der Sterblichkeit erkennt Jonas nicht.

Die Todesgewißheit hat ja als Gegenpol die Unsterblichkeitssehnsucht. Sie kann sich, nach Mathilde Ludendorff, in Werten als aus einer gänzlich artverschiedenen Welt kommend zeigen. Diese Werte zur vollendeten Richtschnur im Leben zu entfalten, kann dem Menschen dank seines Bewußtseins die Möglichkeit geben, das Göttliche zu erleben und helfen „*hierdurch seinen Unsterblichkeitwillen vor dem Tode zu erfüllen.*“¹²⁾

(wird fortgesetzt)

12) M. Ludendorff: Triumph des Unsterblichkeitwillens. Verlag Hohe Warte, Pähl, 1950 (Erstauf. 1921)